Thorner  Zeitung

Begründet anno 1760

Ostdeutsche Zeitung und General-Anzeiger

Erscheint täglich. Bezugspreis vierteljährlich bei Abholung von der Geschäfts- oder den Ausgabestellen in Thorn, Mocker und Podgorz 1,80 M., durch Boten frei ins Haus gebracht 2,25 M., bei allen Postanst. 2 M., durch Briefträger 2,42 M.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Seglerstraße 11.
Telegr.-Adr.: Ostdeutsche. — Fernsprecher: Nr. 46.
Verantwortlicher Schriftleiter: August Schacht in Thorn.
Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung G. m. b. H., Thorn.

Anzeigenpreis: Die sechsgespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. Reklamen die Petitzeile 30 Pf. Anzeigen-Annahme für die abends erscheinende Nummer bis spätestens 2 Uhr nachmittags in der Geschäftsstelle.

Nr. 101. Sonntag, 30. April Zweites Blatt. 1905.



Thorn, 29. April 1905.

Wochenrundschau.

Es ist eine alte Erfahrung: nach dem Feste tritt gewöhnlich eine Art Erschlaffung ein. Sie äußert sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, in der Gesellschaft, im Geschäft, in den Vergnügungen. Zwar gibt es eine ganze Anzahl Menschen, die dem offiziellen zweiten Feiertage den üblichen dritten, diesem dann aber auch den vierten und fünften folgen lassen und dann meinen, nun wäre doch bald Sonntag, es lohne das Anfangen nicht einmal. Sie machen die ganze Woche zum Feiertag, aber sie bestätigen gerade die Ansicht von der Erschlaffung, denn sie können sich nicht einmal wieder zur Arbeit aufraffen. Es war sonderbar mit dem diesmaligen Osterfest, es war nicht Fisch noch Fleisch. Man wußte nicht, ob man im Winter-Paletot oder im Sommer-Überzieher seinen gewohnten Promenaden-Bummel machen sollte. Auch die Damenwelt befand sich in Verlegenheit. Nur schüchtern hatten einige besonders Couragierte dem „Lenzeswehn" vertraut und waren „per Taille" oder in der neuen Blouse erschienen. Gar bald räumten sie mit blaugefrorenen Wangen am ersten Feiertage das Feld, denn der „holde" Lenz, der „liebliche" Knabe schien vergessen zu haben, daß ein warmer Sonnenschein zu denjenigen seiner Attribute gehört, die ihn bei den Menschen beliebt machen. Am zweiten Feiertage holte er es nach, aber nun hatte man das Vertrauen zu ihm verloren, und schützte sich gegen die Launen des abschiednehmenden April durch warme Umhüllung. Konnte man sich nicht in der wiedererwachten Natur ergehen, so benutzte man dafür desto eifriger die Gelegenheit, ins Theater zu gehen und eine Oper zu hören. Beide Tage war abends auch nicht ein einziges bescheidenes Plätzchen mehr zu haben, viele mußten umkehren und ihre Musikbegierde auf einen andern Tag verschieben. Es war ja zu erwarten, daß die „Monatsoper" einen großen Erfolg aufweisen würde, den Leistungen nach, die bisher zu verzeichnen waren, ist er auch wohlverdient. Nur hapert es beim Chor, dieser scheint wirklich zum Teil aus der altgriechischen Zeit uns überkommen zu sein. Doch kann dafür eigentlich niemand zur Verantwortung gezogen werden, denn beim Chor liegen keine Rezensionen vor, die einen Maßstab für die gesanglichen Leistungen abgeben könnten. Im allgemeinen kommt es bei der Oper weniger auf äußere Schönheit als auf gute Leistungen an, aber auch diese waren bisher beim Chor nur in bescheidenem Maße zu verzeichnen.. Es muß dagegen dem Thorner Publikum Anerkennung gespendet werden, das den verschiedenen Mahnungen, rechtzeitig ins Theater zu kommen, um nicht durch Zuspätkommen die Ouverture zu stören, im weitesten Maße nachgekommen ist. Auch während der Vorstellungen wird im allgemeinen jenes Stillschweigen bewahrt, das bei Opern unerläßlich ist, nur schien in den letzten Tagen der Gebrauch des Textbuches noch nicht genügend bekannt zu sein. Wer eine Oper nicht ohne Textbuch verstehen kann, der sollte möglichst zu Hause sich in den Sinn desselben vertiefen. Hält er es aber doch für notwendig, das Textbuch in die Vorstellung mitzubringen, so verfolge er die Worte schweigend, ohne seine Nachbarn durch Vorlesungen zu stören.

Mit dem wiedererwachten Frühling sind auf den Straßen auch die Kinderwagen erschienen. Sie haben schon oft zu Klagen Anlaß gegeben, und auch in diesem Jahre mehren sich diese in ganz bedenklichem Maße. Die Kindermädchen werden in den vielen Einsendungen, die der Redaktion vorliegen, der Rücksichtslosigkeit geziehen, und wir müssen gestehen, daß diese Klagen ihre Berechtigung haben. Gerade, als ob die Bürgersteige nur für die vierrädrigen Vehikel vorhanden sind, fahren die Kindermädchen den Passanten direkt auf den Leib, und oft kann man sich nur durch einen schnellen Seitensprung vor dem Überfahrenwerden retten. Auf die Kinderwagen-Führerinnen sollte die Polizei ein wachsames Auge haben, noch besser wäre es, wenn die Benutzung der Bürgersteige der Breitestraße für die Benutzung durch Kinderwagen verboten würden. In anderen Städten, besonders in ganz Thüringen, dürfen Kinderwagen auf den Bürgersteigen nicht fahren, und es geht auch, weshalb hier nicht?

Ein gehörnter Siegfried.

In einem Hotel in München fand vor einigen Tagen eine pikante Eheirrung ihre vorläufige Erledigung. Die Geschichte ist dem Korrespondenten der „Berl. Ztg." von dem durchaus glaubwürdigen Rezeptionschef des betreffenden Unterkunftshauses erzählt worden.

Der genannte Korrespondent berichtet: „An einem Abend kam ein Paar bei dem Hotel vorgefahren, bestellte ein Zimmer mit zwei Betten und trug sich in das Fremdenbuch als Herr und Frau L. in Wien ein. Als Stand gab der Herr „Bankier" an. Beide waren sehr elegant und bewegten sich, wie mir der Receiver versicherte, mit vollendeter Gentleman- und Ladylikeneß. Nur ein Umstand war auffällig: der bedeutende Altersunterschied, der zwischen ihr und ihm bestand. Sie hätte seine Mutter sein können, wenn auch ihr „Exterieur", ihre „Tournure" und das „gewisse Etwas" — ich zitiere wörtlich die Äußerungen meines Gewährsmannes — sie selbst anspruchsvolleren Galans noch als begehrenswert erscheinen lassen konnten. Er habe ausgesehen wie ein rechter „Simpel". Alter: Anfangs der Zwanziger. Besondere Kennzeichen: ein farbenprächtiges Plastron unterm Kragen und ein blödes Lachen darüber. Das „Ehepaar" zog sich nach Einnahme eines Soupers, auf sein Zimmer zurück und ließ sich am nächsten Tage nicht blicken. Man schöpfte im Hotel keinerlei Verdacht. Das Idyll sollte jedoch bald unliebsam gestört werden, und zwar durch einen militärisch aussehenden Herren zwischen vierzig und fünfzig, der in den Vormittagsstunden im Hotel ankam und mit allen Zeichen der Wut und Erregung den Empfangschef zu sprechen wünschte. Diesem sagte er, er sei Oberst W. aus Budapest. Seine Frau wäre ihm vor einigen Tagen mit einem jungen Bankbeamten durchgebrannt; er habe ihre Spuren bis München verfolgen können und fahre nun von Hotel zu Hotel, um die Schuldigen zu packen und ein Exempel zu statuieren. Er bat sich die Liste der im Hotel logierenden Fremden aus und hatte kaum einen Blick hineingetan, als er auch schon triumphierend ausrief: „Da sind sie; der Esel hat sich mit seinem richtigen Namen eingetragen.

Bald darauf trug den betrogenen Gatten der Lift in die höheren Regionen, wo die Frau Gemahlin sich von dem jungen Bankbeflissenen in die Geheimnisse der Bilanzierung einweihen ließ. Der Empfangschef folgte dem Wütenden, um nötigenfalls Gewalttätigkeiten zu verhindern. Auf das „bescheidene" Klopfen des Obersten ward ihm aufgetan. Ein doppelter Schrei, dem ein ziemlich einseitig geführter Wortwechsel folgte! Dann mehrere klatschende Schläge, Schluchzen, ein eiliges Hin- und Her — und plötzlich flog die Tür auf und der Jüngling mit hochroten Backen heraus. Ihm folgte: eine Handtasche und eine Plaidrolle. Der Manager, der, zum Glück für den „guten Ruf" des Hotels, alleiniger Zeuge dieser „Abwicklung" war, nahm sich des gekränkten Adonis liebevoll an und geleitete ihn bis vor die Tür. Inzwischen setzte sich der Herr Oberst mit der „Kommandeuse" auseinander. Wie? — darüber vermag der Chronist nichts zu melden.

Vor der noch am selben Abend erfolgenden Abreise erschien der Oberst im Bureau des Chefs, bat um eine kurze Unterredung und erklärte dann, er halte es für seine Pflicht, dem Herrn, auf dessen Diskretion er dabei rechne, ein paar Worte der Aufklärung zu sagen. Der „junge Mann" sei der Sohn eines angesehenen Kaufmanns in Wien, habe dort in verschiedenen Banken volontiert, aber nirgends etwas getaugt. Dagegen machte er flott Schulden und trieb einen wahnsinnigen Luxus in Toiletten. Unter seinen Freunden habe er der „Kravattenkönig" geheißen, weil er jeden Tag einen neuen Schlips trug. Da in Wien mit ihm nichts anzufangen war, brachte ihn der Vater nach Budapest in ein Bankgeschäft und empfahl ihn dem ihm befreundeten Oberst, der ihm in seiner Familie gastliche Aufnahme gewährte. Anfangs machte der junge Mann den beiden erwachsenen Töchtern den Hof, schließlich wendete er aber sein Interesse der Frau Mama zu, und eines schönen Tages war das Paar verduftet. Sie unter Mitnahme ihres Schmucks und einer größeren Geldsumme; er, in Begleitung seiner hundert Kravatten. Von Dresden aus schrieb die Frau dem Obersten, sie beabsichtige den jungen Mann zu heiraten und bitte ihn, ihrem Glücke nicht hinderlich zu sein. Der Oberst reiste nach, um das Paar endlich in München zu finden. „Und jetzt nehme ich meine Frau wieder mit nach Hause; das Ausreißen wird ihr wohl vergangen sein," mit diesen Worten verabschiedete sich der „freundliche" Oberst.

Berliner Stimmungsbilder.

Von Paul Lindenberg.

(Nachdruck verboten.)

Die Große Kunstausstellung. — Ihre „feierliche" Eröffnung. — Allerhand von der Jury. — Beschwerden und Vorschläge. — Der allgemeine Eindruck der Ausstellung. — Einzelheiten. — Die Ausstellung der Illustratoren. — Die Schwarz-Weiß-Abteilung. — Verschiedene Maler und ihre Werke. — Die Plastik.

„Der ganze Zimmt ist nicht den Klimbim wert, den man davon macht", dies urwüchsige Berliner Wort des chinesischen Gesandten scheint sich auch unser Herr Kultusminister zu eigen gemacht zu haben hinsichtlich der Großen Berliner Kunstausstellung, denn zwei Tage vor der feierlichen Eröffnung derselben dampften Seine Exzellenz nach Baden-Baden zur Erholung von den anstrengenden Winterbeschäftigungen, welche diesmal einen recht unangenehmen Beigeschmack hatten durch die parlamentarischen Verhandlungen und die „Aufsässigkeit" gewisser Professoren und Studenten. Man kann sich denken, wie feierlich die bewußte Eröffnung ward, ein Geheimer Ober vom Kultusministerium sprach ein paar Worte, die im Kaiserhoch endeten, die Musikkapelle spielte die Nationalhymne und dann einige Wagnersche Weisen, „fertig war die Laube", hätte der diplomatische Vertreter Chinas in seiner blumigen Ausdrucksart geäußert, wenn er diesem festlichen Ereignis am Ostersonntag auf dem Moabiter Gelände beigewohnt hätte. Ein Ereignis? — Früher 'mal gewesen, als unsere ersten Künstler es als eine Ehrenpflicht betrachteten, diese Ausstellung zu beschicken, seit Jahren ist's für sie bloß noch eine Gewohnheitssache. Ist man da vertreten, gut, ist's nicht der Fall, auch gut, deshalb wird keinem Maler oder Bildhauer der Strick gedreht, im Gegenteil, man versteht in unseren kunstliebenden Kreisen durchaus die Zurückhaltung und billigt völlig die Ansicht tüchtiger Künstler: „I, wie werd' ich denn dort ausstellen und mich dem Scherbengericht jener Jury unterwerfen, deren Urteil ich nicht als berechtigt anzusehen vermag.

Denn natürlich ist man mit jener Jury nie zufrieden und hat vielfach begründete Veranlassung dazu. Ehe hier nicht energisch Wandel geschaffen wird, dürfte die große Ausstellung nicht ihre einstige Bedeutung zurückgewinnen. Wer bildet denn „jene Jury"? Künstler mit und ohne Namen, mit und ohne Bedeutung, mit und ohne Anhang; sie sind nur für diesen einen Fall gewählt und tauchen alsbald ins Dunkel zurück. Selbstverständlich setzen sie sich — vielleicht nicht alle — aufs hohe Pferd und sind felsenfest von der Wahrheit des Wortes überzeugt, daß, wenn Gott jemandem ein Amt gewährt, er ihm auch den Verstand dazu gibt. Und nun kritisieren sie drauf los, daß es eine Freude ist — für sie, die sich plötzlich mächtig und einflußreich fühlen. Nur daß sie über Nacht nicht gewisse Sympathieen und Antipathien ablegen können — was durchaus zu verstehen ist — und daß sich dies recht deutlich bei der Abstimmung über die eingelieferten Kunstwerke zeigt. Das weiß aber allmählich schon das große Publikum und zieht aus dieser Kenntnis seine Schlüsse, d. h. mit anderen Worten, es erblickt in dieser Ausstellung nicht mehr den besten Auszug des Strebens und Vollbringens unserer Künstlerschaft sondern eine Zahl mehr oder minder guter, mehr oder minder schlechter Gemälde und Skulpturen, die durch Geschick, Glück und Laune hier zu einer Ausstellung zusammengefügt wurden. Diese unserer Kunst wahrlich nicht fördersame Anschauung kann nur gründlich geändert werden, wenn auch das Jurywesen gründlich geändert wird — warum werden die Kunstwerke nicht anonym eingereicht, und wird nicht erst nach geschehener Abstimmung der Name des Künstlers bekannt gemacht? Dann fallen die vielen Klagen über Vetterschaft, Begünstigung, Konkurrenzneid von selbst fort! Die Besucher aber werden sich mit ganz anderem Interesse einfinden, sagen sie doch: „Wohlan, hier gings mit rechten Dingen zu," und auch wo sich Widerspruch erhebt, wird man gern ergründen, warum die Jury dies oder jenes Werk aufgenommen.

Zu solchen und ähnlichen Betrachtungen war man durch die bewußte „feierliche Eröffnung" veranlaßt. Ein großer Menschenzusammenlauf, sehr viel Vornehmheit und Eleganz, sehr viele Uniformen und holde Damen, hundert Händedrücke wurden in einer halben Stunde ausgetauscht und ebenso oft die Frage beantwortet: „Wie geht es Ihnen?" Die Vertreterinnen des sogenannten schwachen Geschlechts musterten prüfenden Blickes die neuesten Frühjahrshüte — Resedagrün und Lila bevorzugt, mit richtigen Blumenbeeten, zumal Rosen und Flieder — und frisch aus den Ateliers gekommenen Frühjahrsroben — viel enganschließende Jackenkleider aus englischem Stoff, dann recht häufig Kostüme in dunkelblauer Taftseide mit Jäckchen à la Louis XIV., ferner weiße Leinewandgewänder mit Madeira-Stickereien — und plauschten sich satt in allerlei jüngstem Klatsch, der sich diesmal um allerhand Eheirrungen und Scheidungsgerüchte in aristokratischen Kreisen drehte, daneben wurden Reisepläne erörtert und die letzten Gesellschaften durchgehechelt, bis man sich ganz gelegentlich besann: „Herrje, es sind ja auch Bilder und Bildwerke hier, schnell mal durch ein paar Säle gewandert, damit man davon sprechen kann", und nun auf den nächsten befreundeten Kunstkritikus los: „Ach, bitte, liebster Dr., was ist denn Bedeutendes hier? Einen Augenblick, liebster Dr., — sehen Sie nur, Frau Major, dort die Baronin von Zitzewitz, mit welcher Schleppe sie dahinfegt! na, Hochmut kommt auch vor dem Fall, wenn ich erzählen wollte — — ja, ja, liebster Herr Dr., ich komme schon, also Knaus, Meyerheim, Prell, Scarbina, mein Gott, die hat man auch anderswo, die sehe ich mir bei Schulte gemütlicher an. Haben Sie übrigens schon den letzten Schmähartikel gegen Ihren Kollegen X. gesehen? Nicht? Schick' ich Ihnen zu! Ich kann Ihnen sagen, abscheulich ... aber eigentlich ganz treffend!" — — Ja, so was nennt man „feierliche Eröffnung der Großen Kunstausstellung"!

Übrigens weist letztere diesmal mehrere sehr angenehme Verbesserungen bezüglich der räumlichen Einteilung auf, eine ganze Reihe von Sälen hat vorteilhafteres Licht erhalten, sodann schuf man durch geschickte Abgrenzungen und Abtönungen kleinere Kabinets, welche eine intime Betrachtung ermöglichen — u. a. in dem einen einiger sehr guter neuer Schöpfungen von Ludwig Knaus und Paul Meyerheim sowie, als würdiger Dritter im Bunde, zweier ganz erlesener, wundervoller Gemälde Fritz Werners, ferner suchte man eine Überfüllung der Wandflächen zu vermeiden und hing die verschiedenen Darbietungen ein und desselben Künstlers zusammen auf. „Eine gute Mittelernte", das ist so der allgemeine Eindruck der Ausstellung. Kein neuer Künstler, der über Nacht seine Berühmtheit erhält und verdient, kein Kunstwerk, vor dem sich die große Menge stauen und drängen wird, also keinerlei „Sensation" in irgendwelcher Hinsicht.

Der Tragödie folgte das Satyrspiel. Am Tage nach der Abreise erschien der junge Mann wieder im Hotel und begab sich ins Lesezimmer. Der Chef ging ihm schleunigst nach und kam gerade noch zur rechten Zeit, um dem Jüngling einen Revolver aus der Hand zu winden, mit dem er seinem geknickten Herzen den Rest geben wollte. Nicht ohne Mühe gelang es dem Manager, den doppelt geschlagenen Seladon ohne Aufsehen, aber mit einem sehr deutlichen Hinweis auf die Polizei, aus dem Hause zu entfernen.

An der Urne einer Künstlerin.

Zum Hinscheiden von Frau Hedwig Niemann-Raabe schreibt uns unser Berliner P. L.-Mitarbeiter: Der ist der Tod gefeierten Künstlerin als Erlöser gekommen, als Erretter aus schwerer seelischer Not. Sie, das verwöhnte Kind des Glücks, welches ein sonniges Dasein genossen und bis vor kurzem so sehr am Leben hing, sodaß ihr der leiseste Gedanke an Sterben und Vergehen physische Schmerzen bereitete, sie sehnte den Schnitter der Menschen herbei als Befreier von bangem Drucke und bitterem Verzagen. Von dem Augenblicke an, wo es Frau Hedwig offenbar geworden, daß sie für immer Abschied nehmen müsse von der Bühne, da sich mit den klügsten, sonst so bewährten Mitteln das Alter nicht mehr wegtäuschen ließ, von diesem Moment an bot ihr die Erde nichts mehr dar, der körperliche und geistige Verfall machte erschreckend schnelle Fortschritte. Die Angehörigen brachten die Erkrankte in eine Nerven-Heilanstalt, alle Sorgfalt und ärztliche Kunst waren vergeblich, hier gabs nur eine einzige Medizin: Der lärmende Beifall eines begeisterten Publikums, — — aber gerade diese lebenspendende Arznei war für kein Geld der Erde mehr zu bekommen! Seltsames Rätsel der Künstlerinnenseele! Wie glücklich, wie selbstzufrieden hätte diese Frau, die nie etwa von einem Feuergeist erfüllt gewesen, leben können, in Erinnerung ihrer Triumphe, im behaglichsten Luxus, reich, unabhängig, verhätschelt von den Ihrigen und der Berliner Gesellschaft, immer noch die Hedwig Niemann-Raabe, deren sonniger Ruhm aus der Vergangenheit auch noch die Gegenwart erfüllte. Aber nein — was waren ihr der Mann, die Kinder, was Überfluß und Freundschaft, was die verflossenen Ehren und Auszeichnungen, wenn sie verzichten mußte, für immerdar verzichten auf das geheimnisvolle Fluidum der Bühne. Für sie war es tatsächlich ein Lebenselexier. Ihr ganzes Handeln, Fühlen, Denken hing mit dem Theater zusammen, ihr ganzer Interessenkreis beschränkte sich auf das Theater, wie es oft genug der Schreiber dieses bei behaglichen Plauderstündchen in der stillen Villa der Ahornstraße erfahren — welch' Gegenstand von ihm auch im Gespräch berührt ward, nach wenigen Minuten schon wußte die zierliche Künstlerin die Unterhaltung zu verbinden mit irgend einer zur Bühne im Zusammenhang stehende Frage, und dann ward die bis dahin gleichmütige Frau Hedwig lebhaft und interessant, sie erzählte von ihren Plänen, von dem Studium neuer Rollen, von der Gestaltung, die sie den und jenen Theaterfiguren geben wollte! Es war klug, in ihrer Gegenwart keine Namen von Schauspielerinnen zu nennen, die da noch atmeten — das Rampenlicht! Sie, die Gefeierte, um die früher die Intendanten warben, sie bat in flehentlichen Briefen um ein Auftreten als Madame Sans-Gêne! Als ihre Bitten nicht erfüllt wurden, sah sie ihr Leben als abgeschlossen an — sie starb am Theater, an der Theaterleidenschaft. Aber ihr tragisches Ende wird nicht die hellen Erinnerungen an sie verdunkeln!



* Eine Riesenkraftübertragung. Die größte Kraftübertragung in Europa ist kürzlich von der Kompagnie für elektrische und mechanische Industrie in Genf in Angriff genonnen worden. Die Wasserkraft für die fragliche Anlage wird von der Isére geliefert und soll bis zu 630 000 Pferdestärken ausgenutzt werden. Die Übertragung wird durch starke Kupferdrähte von Moutiers bis Lyon stattfinden. Bei der großen Entfernung muß mit einem erheblichen Kraftverlust gerechnet werden. Der Strom soll daher in der hohen Spannung von 56 960 Volt in die Leitung gesandt werden, und man erwartet, daß bei der Ankunft in Lyon die Spannung noch 50 000 Volt betragen wird.

* Eine Neuigkeit in der Stahlfabrikation. Zwei Chemiker, Beamte der Mid Vale Company, haben nach 15 Jahre langen Experimenten ein Verfahren entdeckt, um Stahl auf der Außenseite hart, auf der Innenseite weich zu gießen. Eine solche Möglichkeit würde die Kosten von Panzerplatten wesentlich herabsetzen. Es wird angegeben, daß nach der neuen Erfindung der Panzerstahl oft für 2000 Mark pro Tonne hergestellt werden kann, während er bis jetzt 240 000 Mark gekostet hat. Das Verfahren wird geheim gehalten, und man hat nur soviel davon verraten, daß es nach Anwendung gewisser Sande ausgeführt wird.

* Kohlengasvergiftung in einer Schule. In den Klassenzimmern der 54. Berliner Gemeindeschule für Mädchen hatten sich Donnerstag früh bedeutende Mengen giftiger Kohlengase angesammelt, so daß viele Kinder und eine Anzahl Lehrerinnen bald nach Beginn des Unterrichts betäubt umsanken. Fünf herbeigeeilte Ärzte nahmen die Betäubten in Behandlung. Der Vorfall wurde alsbald im Umkreise der Schule bekannt, und die Eltern eilten hinzu, um ihre Kinder abzuholen. Dabei kam es vielfach zu erregten Auftritten. Die Schule ist einstweilen geschlossen worden.

Humoristisches.

Erziehung.

Mann: „Gib dir keine Mühe, der Köter pariert nun einmal nicht!"

Frau: „Nur Geduld . . . so warst du früher auch!"

Auch eine Soldatenmißhandlung.

Unteroffizier: „Kerls, eure jammervollen Griffe und Wendungen zerreißen mir das Herz . . . Ihr sollt wegen Unteroffiziersmißhandlung bestraft werden!"

Das sagt genug.

„Nun, war euer letztes Kaffeekränzchen interessant?"

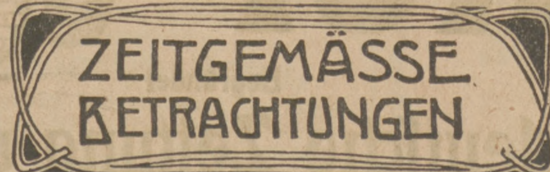
„Und ob! Es wurde drei Stunden lang nur im Flüstertone gesprochen!"

Zeitkind.

„Schäm dich, Franzl, du bist schon so groß und machst noch solche Kinderstreiche!"

Franzl: „Hättet ihr halt nicht so früh geheiratet, dann wär' ich jetzt noch kleiner."

Meggend Humor. Blätter.



(Nachdruck verboten.)

„Nur langsam voran!"

Schnellebig ist die Zeit, — und doch — geht manches viel zu langsam noch, — drum wird der Mensch oft ungeduldig: — das ist er seinen Nerven schuldig! — Die Sache liegt nun einmal so: — man will gern wissen, wie und wo, — und hat man sich viel vorgenommen, — auch möglichst schnell zum Ziele kommen! — — Wie narrte uns der Frühling schon — den Wetterkundigen zum Hohn! — Es war der Welt bereits seit Wochen — ein sonnig Osterfest versprochen, doch anders kam's, nun ist's vorbei — und vor der Tür steht schon der Mai, — die Nachtigall kam mittlerweile, doch hat der Frühlig keine Eile! — — Und langsam, immer langsam nur — entwickelt draußen sich die Flur, — und soll es blühn an allen Enden, — so muß der Mai erst Wärme spenden; — mißmutig brummt der Gartenwirt: — Wie hat man wieder sich geirrt, — es dauert diesmal wirklich lange, — eh' das Geschäft so recht im Gange! — — Wie schnell auch sonst die Zeit entflieht, — ein groß Ereignis, eh's geschieht, — wirft lang im voraus seine Schatten: — kein großes Werk geht schnell von statten. — Es überstürzt sich nur der Tor, — der Weise geht bedächtig vor, — so denkt auch neuerdings der Russe, — drum ist er jetzt noch weit vom Schusse! — — Doch Togo, Japans Admiral, — brummt leis: Potz Wetter noch einmal, — es geht mir viel zu langsam weiter, — ein schneidig Treffen wär gescheidter! — Der Zeitungsleser Satz für Satz — liest den Bericht vom Kriegsschauplatz, — nur langsam geht's, — das ist das ganze, — was er jetzt liest vom Waffentanze! — — Ach, lange währt's, eh' auf der Welt — der Frieden wohl den Einzug hält. — Einst rauchte — was ich kaum begreife — der Zar sogar die Friedenspfeife. — Er rauchte sehr bedächtig draus, — doch langsam ging das Feuer aus, — und langsam ist in fernen Landen — ein Feuer and'rer Art entstanden! — — Schnellebig ist die Zeit, — jedoch — zu langsam geht uns manches noch. — Steht einer auf der Ruhmesleiter, — es geht ihm viel zu langsam weiter; — doch schädlich ist die Ungeduld, — und stürzt er, ist er selbst d'ran schuld. — Ein jeder handelt d'rum gescheidter, — der seine Grenzen kennt! — —

Ernst Heiter.



Amtliche Notierungen der Danziger Börse.
vom 28. April.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Ölsaaten werden außer dem notierten Preise 2 Mk. per Tonne sogenannte Faktorei-Provision usanzemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen: per Tonne von 1000 Kilogramm.
inländ. hochbunt und weiß 791— — Gr. 171 — — Mk. bez.
inländisch bunt 772 Gr. 168½ Mk. bez.
inländisch rot 766 Gr. 167 Mk. bez.

Roggen: per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht inländisch grobkörnig 744— — Gr. 134 Mk. bez.

Hafer: inländ. 133 Mk. bez.

Klete per 100 Kilogramm. Weizen- 9,05—9,80 Mk. bez. Roggen- 9,70—9,80 Mk. bez.

Bromberg, 28. April. Weizen 160—168 Mk., abfallende und blauspitzige Qualität unter Notiz. — Roggen, gut gesund, mindestens 125 Pfund holl. wiegend 132 Mk., leichtere Qualitäten 125—131 Mk., feuchte abfallende Sorten unter Notiz. — Gerste nach Qualität 135—140 Mk., Brauware ohne Handel. — Erbsen: Futterware 133—140 Mk., Kochware 150 bis 160 Mk. — Hafer 120—134 Mk.

Köln, 28. April. Rüböl loko 50,00, per Mai 49,50. — Trübe.

Magdeburg, 28. April. (Zuckerbericht.) Korn-Zucker 88 Prozent ohne Sack —,— — —,—. Nachprodukte 75 Proz. ohne Sack 10,00—10,50. Stimm.: Flau. Brotraffin. I o. F. —,— Kristallzucker I mit Sack —,— — —,—. Gemahlene Raffinade mit Sack 23,30— —,—. Gem. Melis mit Sack 22,70—22,82½. Stimmung: Ruhig. Rohzucker I. Produkt Transito frei an Bord Hamburg per Februar —,— Gd., —,— Br., —,— bez., per April 25,20 Gd., 25,40 Br., per Mai 25,30 Gd., 25,40 Br., per Juni-Juli —,— Gd., —,— Br., —,— bez., per August 25,65 Gd., 25,70 Br., —,— bez., per Oktober 22,00 Gd., 22,10 Br. Stimmung: Flau.

Hamburg, 28. April, abends 6 Uhr. Kaffee good average Santos per März 38 Gd., per Mai 36 Gd., per September 37 Gd., per Dezember 37½ Gd. Ruhig.

Hamburg, 28. April. Zuckermarkt. (Schlußbericht.) Rüben-Rohzucker I. Produkt Basis 88 Prozent Rendement neue Usanze frei an Bord Hamburg per November —,—, per Dezember 21,65, per März 22,00, per April 25,35. per Mai 25,60, per August 26,00, per Oktober 22,30. Stetig.

Gegen die Genickstarre,

die neuerdings in Deutschland epidemisch auftritt, gibt es nur einen Schutz, nämlich Vorbeugen durch Ausspülen der Rachen- und Nasenhöhlen mit bakterientötenden Flüssigkeiten, so hat ein höherer Medizinalbeamter aus dem Kultusministerium eine darauf abzielende Interpellation im preuß. Abgeordnetenhaus beantwortet. Denn, so erklärt der Regierungsvertreter, in allen Fällen von Genickstarre hat man die Kokken derselben auf Rachen- und Nasenschleimhäuten der Erkrankten bestimmt nachweisen können. Da eben die Genickstarrekokken gegen gewisse Antiseptika sehr wenig widerstandsfähig sind, so kann man sie an den Stellen des Körpers, die sie als Angriffspunkte benutzen, nämlich die Mund- und Nasenhöhle, durch Ausspülen mit solchen sehr verdünnten Antisepticis leicht abtöten und unschädlich machen. Am zweckmäßigsten zu solchen Ausspülungen (Aufziehen in die Nase und Gurgeln) hat sich das Mund-Zahnwasser Densos erwiesen, denn es enthält das im Abgeordnetenhaus als sicherstes Gegenmittel angeführte Antiseptikum und 1 bis 3 Tropfen auf ein Glas Wasser genügen zum Aufziehen in die Nase, 5 bis 15 Tropfen zum Reinigen der Rachenhöhle. Densos ist auch ein sicherer Schutz gegen andere Krankheiten und bezüglich des ausgezeichneten Geschmackes und Geruches wie der vorzüglichen Wirkung auf Zahnfleisch und Zähne als Mundwasser für den täglichen Gebrauch sehr zu empfehlen. Densos ist in allen einschlägigen Geschäften zu 1,50 Mk. pro Flasche zu haben und reicht monatelang aus. Man weise Ersatzpräparate energisch zurück! Ersatz für „Densos" gibt es nicht!

Auch im Patriotismus in Öl, Wasser, Gips und Mamor ward nur wenig gesündigt, ein paar Schlachtenbilder aus dem Siebenjährigen Kriege — Röchling enttäuscht leider mit seinem „Leuthen" — den Freiheitskämpfen — wirkungsvoll in der Komposition und fein abgestimmt in der Farbe Hans Kohlscheins „Lützows Freischar vor dem Kampf" — und dem 70/71er Feldzuge — sehr flott und packend Karl Beckers „Attacke der 13 Ulanen" —, auffallend wenig Porträts, das Genrebild im üblichen Genre, die große, blutige Historie nur ganz vereinzelt, dagegen die Landschaft zahlreich und größtenteils vorzüglich, so eine Perle im Ehrensaale Hoffmann-Fallerslebens: „Die schwarze Koppe im Riesengebirge." Ausländische Maler haben sich nur sehr vereinzelt eingefunden, auch die deutschen Kunststädte sind nicht so stark vertreten wie sonst, einen sehr erfreulichen Eindruck machen die beiden Düsseldorfer Säle, dagegen enttäuscht München, die besten Kräfte werden durch die dortige Ausstellung zurückgehalten sein.

Die eigentliche Stärke unserer Ausstellung bilden in diesem Jahre ihre Sonder-Veranstaltungen. In erster Linie tritt sieghaft der Verband deutscher Illustratoren auf den Plan, etwa 450 Arbeiten umfaßt diese Abteilung, der man mit Recht einen Ehrenplatz zuerteilte. Die letzten Jahre haben uns gerade auf dem Illustrations-Gebiet mit Siebenmeilenstiefeln vorangebracht, um Künstler wie Hans Bohedt, F. H. Rosenstandt (mit köstlichen Kadetten-Szenen, Flashar, O. Gerlach, E. Henseler, H. Schlittgen, Fritz und Georg Koch, Franz Jüttner, E. Reinicke, Max Tilke usw. kann uns jeder ausländische Verleger beneiden. Und da versteht man unsere deutschen Verleger nicht — wo solche Kräfte ihnen zur Verfügung stehen, müßte sie doch der Ehrgeiz treiben, den einen oder anderen Künstler hinauszusenden in die Ferne zu den großen Weltereignissen, nach China, Japan, Sibirien, nach Marokko, dem Orient, Rußland, aber nein, man behilft sich mit Photographien, mit Umzeichnungen nach letzteren und mit Clichees aus englischen und amerikanischen Zeitschriften, deren Verleger ihre Aufgabe denn doch anders und richtiger auffassen. Bei uns soll's nie viel kosten, aber viel einbringen — das ist aber oft eine recht falsche Rechnung! In umfassender Weise hat Anton von Werner diesmal seine Mappen ausgepackt, wobei eine Fülle sehenswerter Schätze zum Vorschein kam; in schnell hingeworfenen Skizzen und sorgsameren Zeichnungen wird eine große Zeit vor uns wach und eine Reihe großer Männer: Kaiser Wilhelm bei Sedan, Gefechtsszenen bei Bongival, Napoleons Gefangennehmung, Moltke vor Paris, die Goldene Hochzeit Kaiser Wilhelms, die Aufbahrung des toten Herrschers im Dom, zahllose fesselnde Aufnahmen des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Bismarcks, Moltkes, Manteuffels, Szenen aus dem höfischen Berliner Leben mit bekannten Typen, alles scharf beobachtet und charakteristisch wiedergegeben.

Zu dieser Illustratoren-Ausstellung gesellt sich die Deutsche Schwarz-Weiß-Ausstellung mit 350 Nummern, nicht minder anziehend und abwechslungsreich wie erstere, die besten Namen Berlins und der Fremde vereinend, Feder- und farbige Zeichnungen, Radierungen, Lithographien, Kupferstiche, Farbenholzschnitte usw. in buntem Gemisch. Auch diese künstlerischen Bestrebungen sind in verhältnismäßig kurzer Frist zu ihrer jetzigen Höhe gelangt und haben bei uns eifrig die Sammellust gefördert — für Originalradierungen werden gelegentlich sehr hohe Preise bezahlt, kein Wunder, daß sich unsere tüchtigen Maler der „schwarzen" Kunst mit eifrigster Hingebung widmen. Der „Künstlerbund" in München, der „Radier-Verein" in Weimar, der „Verein Original-Radierung" in Berlin treten hier in eifrigen Wettbewerb, da diese Vereinigungen gesondert ausstellen, lassen sich interessante Vergleiche ziehen.

Sehr anerkenneswert ist ferner, daß man mehr Künstlern, wie in den Vorjahren, gesonderte Ausstellungen ihrer Werke gestattete, wodurch uns ein besserer Überblick des Schaffens der Einzelnen ermöglicht wird. Den gewaltigen Kartons Hermann Prell's zum Dresdner Albertinum begegnen wir im zweiten, dem sogenannten blauen Ehrensaale; und gewaltig sind diese mythologischen Überlieferungen dargestellt, deutsche Kraft spricht aus diesen Gestalten, von bezwingender Wucht ist der „Titanenkampf". Als Bildhauer lernen wir Prell im gleichen Raume kennen und schätzen, hat er doch für das genannte Albertinum auch die Skulpturen beigesteuert; wie in seinen Gemälden, bewundern wir hier seinen hingebenden Ernst und die große Auffassung seiner Probleme, von so keuscher Anmut die Aphordite ist, von so markiger Herbheit ist der Prometheus, gedankentief und von kühner Realistik sind die beiden Gruppen „Perseus und Medusa" und „Charon und Okeanos". Und damit das Gesamtbild dieses glänzenden Künstlers noch vervollständigt wird, stoßen wir in einem benachbarten Kabinett auf 44 Aquarelle von ihm, die man als liebenswürdiges, unterhaltendes Tagebuch seiner Reisen betrachten kann, als eine Verkörperung seines bei dem größten Können schlichten, in sich gekehrten, allem Äußerlichen abholden Wesens voll Innerlichkeit und Selbstgenügsamkeit.

Von vergangenen Tagen erzählen uns die Aquarelle des vor kurzem gestorbenen, greisen Wiener Meisters Rudolf Alt. Es ist uns, als ob wir stille freundliche Klänge hörten, zufriedenen und idyllischen Inhalts. Welch' ein Gegensatz dazu die Ausstellung von 80 Gemälden, Aquarellen und Pastellen Franz Skarbinas. Hier spricht die moderne Zeit zu uns, die Gegenwart mit drängender Arbeit und nimmermüdem Ringen, die Welt der großen Städte, Armut und Reichtum, alles sicher erfaßt, mit feiner Stimmung für individuelle Erscheinungen unter den Menschen, Städten, Landschaften. Auch Friedrich der Große reizte den vielseitigen Künstler, jedoch dem ganz Modernen versagte die historische Überlieferung. Einheitlich wirkt die Ausstellung von 40 Gemälden Hans Hermanns mit vielen köstlichen Gaben darunter: der schaffensfrohe Meister liebt Licht, Sonne, Bewegung, überall findet er die malerischesten Punkte heraus, sein Kolorit berührt freudig und fröhlich die Staffage, eine gesunde, volle, sich frisch gebende Künstlernatur, der zu begegnen stets herzliche Genugtuung bereitet. — Die Plastik zeigt sich wieder als Stiefkind der Ausstellung; sehr wenig Bedeutenderes unter den größeren Bildhauerwerken, viel Gutes, ja Erwähltes unter den kleineren. Davon, wie überhaupt von der Ausstellung, ein ander mal mehr.

Für die Familie

Nr. 101 1905.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur Thorner Zeitung

Das Geheimnis des Erfinders.

Kriminal-Roman von Max Hoffmann.

(22. Fortsetzung.)

„Herr Präsident, es kann natürlich nicht eine Sekunde daran gezweifelt werden, daß alle diese Nachrichten müßiges Geschwätz sind, denn wir alle haben ja den Toten gekannt."

„Darüber brauchen wir eigentlich kein Wort zu verlieren, Herr Direktor. Auch mein Kommissar Schwarze kannte ja den Italiener — als aufmerksamer Beobachter des „Klubs der Auserwählten" — und hat ihn genügend rekognosziert. Ich gebe Ihnen daher die Versicherung, daß niemand von uns daran denkt, deshalb etwa noch besondere Nachforschungen anzustellen."

„Ich danke Ihnen für diese beruhigenden Worte, Herr Präsident. Aber auf etwas anderes wollte ich noch aufmerksam machen. Wie ist es nämlich möglich, daß dieses Gerücht mit solcher Hartnäckigkeit auftritt und sogar schon aus einem zweiten Orte kommt? Es muß doch jemanden geben, dem es seine Entstehung verdankt. Und dieser Jemand muß ein Interesse daran haben, es zu verbreiten. Wie mag das nun sein?"

Der Präsident blickte ihn durchdringend an und schlug dann leicht mit der Hand auf den Tisch. „Sehen Sie, denselben Gedanken habe ich auch schon gehabt! Und ich gehe noch weiter! Wer dieses Gerücht in Umlauf gebracht hat, der muß nicht bloß ein Interesse daran haben, sondern der muß zu dem Morde in irgend einer Beziehung stehen. Es ist allerdings noch ganz in Dunkel gehüllt, warum er Righettini noch als lebend hinstellt; aber ich hoffe, daß wir mit Hilfe der vorzüglichen Polizeiorgane in Paris und London noch dahinter kommen werden. Gerade die sehr schlauen Verbrecher sind häufig zu schlau und bereiten sich dadurch selbst ihren Untergang."

„Werden Sie von hier einen Beamten nach Paris und London senden?"

„Noch nicht! Aber Schwarze — den Sie ja kennen — hat den Auftrag, sich immer bereit zu halten, wenn seine Absendung etwa nötig sein sollte. Und nun noch eins, meine Herren: Ich setze natürlich voraus, daß Sie über das heutige Gespräch zwischen uns das strengste Stillschweigen beobachten werden!"

Breitach und Wienicke versprachen es, entnahmen aber zugleich aus dieser Bemerkung, daß die Audienz beendet sei, und verabschiedeten sich mit der nochmaligen Versicherung ihres Dankes für den Empfang . . .

„Dem Himmel sei Dank," erklärte Wienicke seinem Freunde unterwegs, daß wir einen so vernünftigen Herrn dort an der Spitze haben! Wäre man auf das Gerücht näher eingegangen, so hätte das für uns zweifellos die Folge gehabt, daß die ganze geplante Reise ins Wasser gefallen wäre."

„Dir scheint viel daran zu liegen."

„Allerdings!"

Breitach war von seiner Frau über das Herzensgeheimnis Wienickes schon unterrichtet, und er drohte lächelnd mit dem Finger. „Bloß wegen deiner Erholung? Oder hast du einen anderen Grund?"

„Dir kann ich's ja sagen. Ich habe noch einen anderen: Fräulein Weber!"

Breitach bemühte sich in komischer Weise, den Erstaunten zu spielen. „Soll das etwa schon deine Hochzeitsreise sein?" fragte er lachend.

„Das Beste wär's schon! Doch so eilig geht's nicht im behäbigen Europa. Aber als Verlobter möchte ich wiederkommen. Das wird auch schon Verwunderung genug hervorrufen."

„Verwunderung? Neid, lieber Freund, der blasse Neid wird sich verstohlen regen. Von verschiedenen Seiten gegen euch beide. Aber das muß man mit in Kauf nehmen. Komm nur morgen Abend recht früh zur endgültigen Festlegung unseres Reiseprogramms!"

Wienicke versprachs und trennte sich in freudiger Stimmung von dem Freunde. Selbst mit dem Unglück, sagte er sich vergnügt, kann noch ein Glück verbunden sein. Wäre die böse Tat nicht geschehen, so wäre auch Frieda — er nannte sie für sich schon beim Vornamen! — nicht hergekommen, und wer weiß, ob ich sie dann kennen gelernt hätte! . . .

Am anderen Abend kam ihm Breitach schon entgegen, mit einem Brief in der Hand.

„Wir müssen unsere Beratung um acht Tage verschieben," sagte er bedauernd. „Heut hätt's keinen Zweck, da wir über Wichtigeres sprechen können. Es tut mir zwar leid, aber es geht nicht anders, die Sache, die mich abhält, ist zu dringend. Da schreibt mir nämlich Bucheron, der Direktor der „Polytechnischen Anstalt" zu Paris, daß in den nächsten Tagen dort eine Maschine vorgeführt werden wird, die, wie er sehr richtig voraussetzt, mein höchstes Interesse erwecken muß. Er kennt meine Versuche schon seit Jahren, und ich korrespondiere viel mit ihm. Was er nun da über diese neue Maschine berichtet, klingt recht sonderbar. Vieles daran scheint an meine eigene Konstruktion zu erinnern. Er bittet mich dringend, hinüberzukommen und der Vorführung beizuwohnen. Ich werde das auch tun und fahre morgen Mittag über Köln ab. Gerda ist mit dem kleinen Aufschub einverstanden, ich habe schon alles mit ihr verabredet. Und was meinst du dazu?"

„Daß du recht daran tust, hinzufahren! Vielleicht findest du auch Gelegenheit, dort wegen des Gerüchtes persönlich Erkundigungen einzuziehen."

„Ja, das hab ich mir vorgenommen. Ob ich den Polizeipräsidenten um Legitimationen bitte, um mich dort mit der Behörde in Verbindung setzen zu können?"

„Dazu möchte ich dir nicht raten. Ich glaube, daß er dir dann mit einem gewissen Mißtrauen begegnen und annehmen würde, deine Reise zur Besichtigung der Maschine sei nur ein Vorwand, um seiner Findigkeit ins Handwerk zu pfuschen. Ich halte es fürs beste, wenn du dich mit Schwarze verständigst und mit ihm eine Verabredung triffst. Wir haben ja gehört, daß er beständig bereit ist, auf wichtige Nachrichten hin sofort nach Paris oder London zu gehen. Kannst du ihm eine solche zukommen lassen, so wird er gewiß schnell zu deiner Unterstützung erscheinen.

„Schön. Und du würdest während meiner Abwesenheit dich um mein Haus bekümmern."

„Das wird mir eine Ehre und ein Vergnügen zugleich sein," erklärte Wienicke feierlich. Er hatte sich vorgenommen, Frau Gerda wegen seiner Herzensangelegenheit ins Vertrauen zu ziehen, und hoffte, mit ihrer klugen Beihülfe bald zu einer endgültigen Erklärung an Fräulein Weber zu kommen . . .

Am Vormittag des nächsten Tages trat Schwarze in das Lokal von Voß, der einsam hinter dem Büffet saß und mit Hingabe und Eifer sein zweites Frühstück verzehrte, bestehend aus einer großen Weiße, einem „Leichenwagen", zwei Brötchen mit Schabefleisch und einem Paar warmer Würste.

„Es scheint Ihnen ja noch zu schmecken!" sagte Schwarze schmunzelnd.

„Ja, Herr Kommissar, was soll man tun bei den schlechten Zeiten? Man hungert sich so allmählich von Mahlzeit zu Mahlzeit weiter. Nichts neues?"

„Nein. Wenigstens hier nicht."

„Schade, daß ich diesmal solchen Reinfall gehabt habe. Nun sitz ich da mit den Kenntnissen! Ende September ist mein Kontrakt abgelaufen, und ich kann dann gehen."

„Na, seien Sie nur unbesorgt, Voß, ich werde schon wieder etwas für Sie ausfindig machen."

„Im Dienst der heiligen Hermandad? Danke für Backobst! Nicht in die la main! Man hat bloß Aerger und schließlich kommt nichts dabei raus."

„Was wollen Sie dann anfangen?"

„Eine Kneipe mach' ich auf, das ist doch nun einmal mein entdeckter Beruf. Und zwar fang' ich mit nichts an. Das ist das Allerrichtigste für einen tüchtigen Geschäftsmann. Erstens gibt er sich dann rechte Mühe, um auf einen grünen Zweig zu kommen, und zweitens kann ihm nichts Schlimmes passieren, weil er nichts zu verlieren hat, wenn die Sache schief geht."

„Auch'n Standpunkt!" lachte Schwarze. „Aber Sie müssen doch etwas in Händen haben, oder wie wollen Sie sonst anfangen?"

„Sehr einfach. Bei der Brauerei, von der ich das Bier bis jetzt bezogen habe, hat der Direktor — übrigens ein unglaublich tätiger Mann! — erkannt, was für Fähigkeiten in mir stecken, und er richtet mir eine Kneipe ein. Ich werde also anfänglich nur als eine Art Verwalter hineingesetzt. Aber bei meinem Genie wird die Sache in kurzer Zeit glänzend blühen, und ich werde selbständig. Ja, ja, Glück muß der junge Mensch haben!"

„Und wem haben Sie's schließlich zu verdanken? Uns! Aber ich will es Ihnen nicht vorhalten. Ich freue mich ja immer, wenn ich sehe, daß jemand vorwärts kommt. Meinen Segen haben Sie! Was übrigens die Sache hier nebenan betrifft, so werden wir wohl bald noch etwas darüber hören: Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich in kurzer Zeit nach Paris gehe, um dort mit Breitach, der heute eine Stunde mit mir konferiert hat, eine Spur zu verfolgen. Es schwant mir so, als wenn sich das Netz jetzt langsam aber sicher um den Täter zusammenzieht"

XIV.

Es war eine auserlesene Schar von Zuhörern, die sich in dem großen Hörsaal der „Polytechnischen Anstalt" zu Paris versammelt hatten, um dem Vortrag und den Erklärungen des Engländers Blackford beizuwohnen, von dessen Erfindungen wohl schon hier und da gesprochen, aber so gut wie nichts bekannt geworden war. Er sollte das Problem, dessen Lösung er sich vorgenommen hatte, noch nicht ganz gelöst haben, ihm aber sehr nahe sein, und wollte nun zugleich mit seinen Auseinandersetzungen eine kleine Maschine vorführen. Diese stand jetzt vorn in dem Saal auf einem hölzernen Unterbau, war aber noch mit schwarzem Kattun verhüllt, und auch der Vortragende war noch nicht zu sehen.

Die Versammelten standen in einzelnen Gruppen, und es herrschte eine zwanglose Unterhaltung, die sich nur zum Teil um dieses Ereignis des Tages drehte. Mehrere Offiziere der Marine hielten sich wartend abseits, verschiedene Damen in hocheleganten Toiletten und einige „Unsterbliche" von der Akademie in ihren goldgestickten grünen Fräcken belebten das einförmige Bild, das die Herren im schwarzen Frack oder Gehrock boten.

Breitach wurde durch Bucheron einigen Fabrikbesitzern vorgestellt, und sie äußerten ihre lebhafte Freude, ihn kennen zu lernen.

„Auch Sie beschäftigen sich ja mit diesem Problem, Herr Direktor," sagte der eine der Herren höflich. „Ich habe verschiedene Ihrer trefflichen Abhandlungen über dieses Thema gelesen. Und wie steht es jetzt damit, wenn man fragen darf?"

Eine Wolke huschte über Breitachs Stirn, und ein bitteres Gefühl stieg in ihm auf. Aber er nahm sich zusammen und erwiderte möglichst unbefangen: „Es ist eine Stockung eingetreten. Mein Assistent ist gestorben. Aber ich hoffe, die Sache doch noch zu Ende führen zu können."

„Ach, ich habe gehört," fiel ein anderer ein. „Es war ein Italiener, den Sie da bei sich hatten. Wie hieß er doch gleich? Sein Name ist mir entfallen! Eine unangenehme Geschichte! Recht fatal! Nun, ich bin neugierig, was uns der Engländer bieten wird. Wie kommt es übrigens, daß er nicht in seinem Vaterlande bleibt und uns mit seiner Erfindung beglücken will, lieber Bucheron?"

„Das kann ich auch nicht genau angeben; aber ich habe gehört, daß er mit einigen maßgebenden Persönlichkeiten jenseits des Kanals in arge Mißhelligkeiten geraten sein soll. Man wollte ihn mit leeren Versprechungen immer länger hinhalten, und nun kehrt er seinem Vaterland grollend den Rücken und hat sich an unseren Marineminister gewendet. Nach der einstündigen Audienz, die er bei ihm hatte, war dieser so entzückt von seinen Eröffnungen, daß er ihn bat, vor einem geladenen Publikum von Sachverständigen und Interessenten seine Auseinandersetzungen zu wiederholen. Der Herr Minister rechnet jedenfalls darauf, auf diese Weise die öffentliche Meinung günstig zu beeinflussen für einige ganz bedeutende Geldforderungen, die zu den ersten Anschaffungen des neuen Systems nötig sein würden."

„Sehr vernünftig! Und die Damen? Gehören die auch zu den Sachverständigen?"

„Nur der Staffage wegen, mein Lieber! Um etwas Farbe in das Gesamtbild zu bringen!"

„Meinen Sie das viele Rot, das Madame de Gaston aufgelegt hat?"

„Haha! Seien Sie nicht boshaft! Aber wo steckt denn übrigens der Engländer? Warum sieht man ihn nicht? Ist er noch nicht da?"

(Fortsetzung folgt.)

Zum Himmel.

Von E. Reichen.

(Nachdruck verboten.)

Einem weißen Faden gleich zog sich die staubige Landstraße, vom Glanze der untergehenden Sonne bestrahlt, zwischen den Hügeln dahin.

Grell beleuchtet stand ein kleines, baufälliges Häuschen da, und kühn drang die Sonne durch die zerbrochenen Fensterläden.

Eine Frau trat heraus, reichte hastig und gleichgültig zwei Kindern, welche eng aneinander geschmiegt auf den ausgehöhlten Stufen saßen, eine mit Milch gefüllte Zinntasse und ein Stück Schwarzbrot.

Der Knabe war größer als sein Schwesterchen; fast in Lumpen war er gehüllt, und seine rosige Haut ward unter dem unsauberen Kittelchen sichtbar. Aus den Augen des kleinen Mädchens rannen Tränen und blieben auf dem schmutzigen Gesichtchen hängen.

„In einem Kasten haben sie die Mutter fortgetragen," sagte der Kleine. „Ich habe den dicken Mann gefragt, wohin sie die Mutter gebracht haben. In den Himmel, hat er gesagt. Wie weit mag wohl der Himmel sein?"

Das kleine Mädchen fing an laut zu weinen.

„Wir wollen gehen," sagte es schluchzend.

Der Knabe nickte. Seine Stirne legte sich in Falten. Er schien einem ernsten Gedanken nachzuhängen. Sorgfältig steckte er sein Stückchen Brot in die Tasche und streckte seinem Schwesterchen die Hand entgegen.

„Komm, Guste."

Langsam trippelten sie auf dem sich schlängelnden Pfad dahin; wohl bei jedem Schritte schauten sie sich ängstlich um, ob jemand sie sähe.

Blutrot, wie der flammende Schein einer Fackel lag die Sonne auf ihren Gesichtern; die kleinen- spitzen Steine bohrten sich in ihre nackten Füßchen ein.

Plötzlich sahen sie ein Fuhrwerk daherrollen. Schnell schlüpften sie hinter das Gebüsch und warteten, bis es vorbei war. „Ich weiß es ganz genau," sagte der Knabe. „Sie haben die Mutter auf diesem Wege hinausgetragen. Ich habe gut aufgepaßt. Hier muß der Weg zum Himmel sein. Warum geht nur kein Mensch hier?"

„Ach, ich bin so müde," klagte das Mädchen und setzte sich mitten auf die Straße.

Der Knabe war in Verzweiflung. Was sollte er mit der kleinen Schwester beginnen?

Wehmütig blickte er sie an. Dann zog er sein Stückchen Brot heraus und hielt es ihr hin.

„Ach, es ist so weit," stöhnte sie.

„Ja, es ist sehr weit." Des Knaben Mut schien zu sinken. „Aber wir können doch die Mutter sehen, wenn wir standhaft bleiben. Vielleicht kommt sie uns schon ein Stückchen entgegen."

Sie rafften sich auf und marschierten vorwärts. Immer mehr verschwand die Sonne hinter den Wolken; ein Stern nach dem anderen trat heraus und nahm seinen Platz am dunklen Abendhimmel ein.

Nur noch langsam vermochte sich der Kleine weiter zu schleppen, aber er klagte nicht.

Plötzlich standen sie vor einem breiten, glitzernden Wasserstreifen, dessen Rand von Baumgruppen dicht besetzt war. Die reich belaubten Zweige hingen tief herab und verdunkelten den Wasserspiegel. Aber wie Silber flutete das Licht des Mondes darüber.

An dem Ufer war ein Boot befestigt. Sanft schaukelte es in dem hohen Schilf und den stark duftenden Wasserlilien.

Der Knabe stieß einen Freudenschrei aus.

„Da drüben ist der Himmel! Sieh nur das Licht. Ja, da ist er; so sieht er aus; ganz glänzend ist er. Alle Leute sagen es. — Sieh doch, es scheint uns jemand mit einer Laterne zu leuchten. Vielleicht ist es die Mutter selbst. Weißt du noch, wie sie mir immer leuchtete, wenn der Vater mich hinaus in die Dunkelheit schickte? So sah die Laterne aus. Nun sind wir bald da!"

„Ich fürchte mich, es ist so dunkel," jammerte das Schwesterchen.

„Fürchte dich nicht," tröstete der tapfere Knabe. „Ich beschütze dich, ich habe keine Angst. Ja, da hinter dem Lichte ist der Himmel. Ich sehe schon das Gesicht der Mutter."

All seine Kraft zusammennehmend, zog er das widerstrebende Schwesterchen in das Boot. Er beugte sich hinab und zerrte an dem Seil. Das morsche Tau gab nach, und rauschend, als ob sich seiner Befreiung freue, glitt es über das Wasser.

Der Knabe schlang den Arm um die Schwester. Die wirren Strähnen ihres nassen Haares streiften sein Gesicht. Schwer sank ihr Köpfchen auf seine Schulter.

„Schlafe ein wenig, Guste, ich werde dich wecken, wenn wir da sind."

Plötzlich blickte er zu Boden. Unheimlich kalt ward es ihm. Da bemerkte er, daß seine Füße ganz naß waren. Auch der Boden des Bootes stand voll Wasser.

„Es schadet nichts," flüsterte er. „Wir sind sogleich da."

Da ertönten, weither vom Wasser getragen, Liederklänge.

Der Knabe hielt den Atem an und lauschte.

Drüben auf dem Hügel oben stand eine kleine Kirche. Die darin zur Abendandacht Versammelten sangen fromme Lieder.

Der Knabe hörte mit leuchtenden Auge zu. „Es ist der Himmel,„ sagte er.

Immer höher stiegen die Wasser. Der Knabe bemerkte es nicht. Starr waren seine Augen auf den Streifen goldenen, schimmernden Lichtes gerichtet, und hinter dem Lichte da drüben, woher der Gesang kam, glaubte er der Mutter Gesicht zu erblicken.

Das Wasser spritzte auf, und mit gurgelnden Lauten verschlang es das Boot.

Ein Streifen silbernen Lichtes blieb zurück, wo das Boot verschwunden war. Der Gesang war verstummt.

Vermeintliche Gartenschädlinge.

Plauderei von Dr. A. Heilborn.

(Nachdruck verboten.)

Wohl nichts von allem, was da kreucht und fleucht, kann den Gartenfreund so zur Verzweiflung bringen, wie jene Proletarier des Tierreichs, die eklen, süßen Blattläuse. Kaum hat man einen Zweig von ihnen befreit, ein Blatt gereinigt, so sitzen sie auf einem anderen, saugen sie auf einem neuen und beschmutzen alles mit ihren klebrigen Ausscheidungen. Ja, im Frühjahr und Sommer erscheinen die Umgebungen blühender Linden und Platanen in weitem Umkreis von diesen Ausscheidungen wie von feinem Sprühregen benetzt — ein widerwärtiger Anblick. Die Mengen, in denen sich die Blattläuse vermehren, erscheinen uns fast unglaublich. Réaumur, der durch seine Thermometerskala bekannte Naturforscher, hat einmal berechnet, daß eine einzige Blattlaus unter günstigen Umständen, d. h. wenn sämtliche Nachkommen zu weiterer Vermehrung am Leben bleiben, in einem einzigen Jahre 5 904 900 000 Blattläuse erzeugen könne.

Betrachten wir zunächst einmal eine Blattlaus etwas näher. Die Blattläuse gehören zur Ordnung der Schnabelkerfe, so genannt nach ihren zu einem „Stechrüssel" umgewandelten Mundgliedmaßen. Dieser Stechrüssel oder Schnabel wird von der Unterlippenrinne, die oben von der Oberlippe gedeckt ist, gebildet und zeigt im Innern vier Stechborsten. Auf dem Rücken trägt nun die Blattlaus zwei merkwürdige Röhrchen in der Nähe des Hinterleibes: die sogenannten Honigröhrchen, aus denen von Zeit zu Zeit der süße „Honigtau" austritt. Dieser Honigtau aber ist es, der der Blattlaus die zahlreichen Freunde oder, wenn man will, Feinde schafft.

In dem oben genannten Rechenexempel Réaumurs ist nämlich ein großes Frage- und Ausrufungszeichen, das kleine Wörtchen „wenn". Ja, „wenn" die Blattläuse sich so vermehren könnten, wie es ihnen Mutter Natur erlaubt. Aber glücklicherweise können sie es nicht. Zunächst raffen die Herbstfröste sie zu ungezählten Tausenden dahin, sie kommen also zu einer Zeit ums Leben, da sie sich gerade vorbereiten, uns in ihren Pandorabüchsen von Eiern das Danaergeschenk der schlummernden Frühjahrsgeneration zu hinterlassen. Und nun die Scharen von Tierchen, die sie ob ihres Honigtaus zum Fressen liebhaben! Und damit kommen wir zu unserem eigentlichen Thema und zu den vermeintlichen Gartenschädlingen und verkappten Gartenfeinden.

Von den Vögeln, die die süßen Dinger aufpicken, soll hier nicht die Rede sein. Wir begnügen uns mit einer Schilderung der Blattlausfeinde aus dem Kreise der Insekten selbst. Und als erste mögen die Ameisen genannt sein, deren egoistische Blattlausfreundschaft freilich in ihrem Resultate für den Gartenfreund leider kaum eine Feindschaft zu heißen ist. Die Blattläuse sind die Milchkühe der Ameisen, sagt schon der alte Linné, und es ist in der Tat eine regelrechte Milchwirtschaft, die die Ameisen mit den Blattläusen betreiben; die Blattläuse sind ganz regelrechte Haustiere der Ameisen. Es ist ein ergötzliches Vergnügen, den Ameisen bei ihrem Melkgeschäft zuzuschauen. Vorsichtig, um ja keins der für sie so kostbaren Geschöpfe zu verletzen, stelzen die Ameisen zwischen dem Herdenvieh hindurch, jagen sie auf einen Haufen zusammen, schleppen auch wohl einen Flüchtling zur Herde zurück und beginnen das Melken. Sanft klopfen sie mit ihren so sprechend lebendigen Fühlern die Blattlaus auf den Rücken, als wollten sie ihr gut zureden, und siehe da, die Blattlaus ist solchem Zuspruch gegenüber nicht taub, hebt Stoß und Honigröhrchen, und ein Tropfen süßen Honigs quillt hervor, der von der leckermäuligen Ameise sofort mit Behagen geschlürft wird.

Wie rationell die Ameisen übrigens ihre Milchwirtschaft treiben, geht aus den Beobachtungen Lubbocks hervor, der da schildert, daß die Ameisen nicht selten die von Blattläusen befallenen Zweige gleichsam ummauern und, noch weitergehend, im Herbst sogar die Eier sammeln, in den eigenen Bau tragen und dort im Winter sorglich pflegen, bis im Frühling die neue Generation der Milchkühe geboren wird. Soviel von den Ameisen, die der Gartenfreund, wie schon oben betont, kaum also zu den ihm nützlichen Blattlausfeinden wird rechnen dürfen. Da ist das Marienkäferchen doch ein ganz anderer Feind, jenes siegellackrote, schwarzgepunkte Käferchen, das einst der germanischen Liebesgöttin

heilig war und sich daher noch immer bei uns eines gewissen Ansehens erfreut, zumal bei den Kindern, die sicherlich nicht wissen, welch' uralt-mythologische Vorstellungen sich wachrufen, wenn sie singen:

„Marienkäfer flieg
Deine Mutter ist im Krieg . . ."

Dieses kleine „siebenfachgepunktete" Marienkäferchen, dessen Naturgeschichte, wie Marshall einmal sagt, 99 999 Prozent seiner Verehrer nicht kennt, ist eines der größten Wohltäter des Gärtners und Landwirts, und sie sollten alle Hände schützend über dieses nützliche Käferchen halten. Nun, sobald das Käferchen ein niedliches Käferchen ist, geschieht das ja auch wohl, eben weil es so niedlich ist. Aber vorher? . . . Kein Mensch weiß, daß dieses bunte „Sonnenkälbchen" — so wird es in einigen Gegenden auch wohl genannt — aus einer alles andere als niedlichen Larve hervorgeht, daß diese Larve vielmehr eher wie eine häßliche Raupe ausschaut. Und gerade diese dunkle häßliche Larve ist der geschworene Feind der Blattläuse, die seine einzige Nahrung bilden. Geht's nun schon der Marienkäferlarve schlecht, wie soll sich da erst die Schwirrfliege und Florfliege beklagen, die schon als Fliege bei den meisten Menschen keinerlei Sympathie zu erwarten hat? Die Larven der Schwirrfliege gleichen den „Maden" anderer Fliegen nicht im entferntesten; sie sehen wie kleine Blutegel aus. Ihr vorderes Körperende kann sich ausdehnen und zusammenziehen und tastet — die Tierchen sind blind — lebhaft ringsumher; das hintere Ende des Körpers ist verbreitert. Diese überdies bunte Fliegenlarve feiert förmliche Orgien unter den stumpfsinnigen Blattläusen, saugt sie bis auf die Schalen aus und ist schließlich mit den leeren Häuten bekleidet wie Herkules mit dem Löwenfell. Die Florfliegen sind eigentlich gar keine Fliegen, sondern die nächsten Verwandten der „Kicherjungfrau". Am bekanntesten von ihnen ist die „goldäugige Perlhaft", jenes spangrüne Tierchen mit den unverhältnismäßig großen, kugelrunden Goldaugen und langen fadenförmigen Fühlern, die im Herbst in Mengen unsere Lampe auf dem Balkon oder in der Laube umtaumeln. Nebenbei bemerkt „duftet" das niedliche Tierchen abscheulich. Die Florfliege legt nun ihre „langstieligen" Eier auf die Blattoberfläche blattlaus-gesegneter Pflanzen. Wie eine Kolonie parasitischer Pilzfäden sieht das aus. Schont diese „Pilze". Denn aus ihnen gehen bald eirunde Larven, geringelt und mit Warzenborsten an den Seiten, hervor, die gleich den beiden oben erwähnten Larvenarten fürchterlich unter den Blattläusen hausen und aufräumen. Leider haben diese unsere Freunde und wirklichen Feinde der Blattläuse — zu letzteren rechnen übrigens auch noch unsere Feinde, die Wespen, die sie massenhaft verspeisen — ihrerseits große Feindschaften. Schlupfwespen legen in den Larven ihre Eier ab, und vor allen wieder die Ameisen töten die Larven, um ihre Milchkühe ganz für sich zu haben. Vor allen die Ameisen — was sagen wir? . . . Die Menschen doch wohl in erster Linie, die ja leider von naturwissenschaftlichen Dingen so wenig wissen, daß sie nicht einmal Freund und Feind unterscheiden können!

Eine rühmliche Ausnahme macht Altmeister Wilhelm Busch, der in seinem Gedichtbande „Zu guter Letzt" diesen Kampf ums Dasein in die nachstehenden zierlichen Reime bringt:

Des Morgens früh, sobald ich mir
Mein Pfeifchen angezündet,
Geh' ich hinaus zur Hintertür,
Die in den Garten mündet.

Besonders gern betracht' ich dann
Die Rosen, die so niedlich;
Die Blattlaus sitzt und saugt daran,
So grün, so still, so friedlich.

Und doch wird sie, so still sie ist,
Der Grausamkeit zur Beute;
Der Schwebefliegen Larve frißt
Sie auf bis auf die Häute.

Schlupfwespchen flink und klimperklein,
So sehr die Laus sich sträube,
Sie legen doch ihr Ei hinein
Noch bei lebend'gem Leibe.

Sie nährt sich an dem jungen Schaft
Der Rosen, eh' sie welken;
Ameisen kommen, ihr den Saft
Sanft streichelnd abzumelken.

So seh' ich in Betriebsamkeit
Das hübsche Ungeziefer
Und rauche während dieser Zeit
Mein Pfeifchen tief und tiefer.

Daß keine Rose ohne Dorn,
Bringt mich nicht aus dem Häuschen.
Auch sag' ich ohne jeden Zorn:
Kein Röslein ohne Läuschen!



Auerhahnbalz.

Wenn der „große Hahn" sein Liebeslied singt, schlägt das Herz jedes weidgerechten Jägers, dessen Revier Auerwild birgt, in schnelleren Pulsen. Und es verschlägt ihm nichts, wenn der Wettergott all seine schlimmen Launen an ihm ausläßt und Schneegestöber in den jungen Lenz hineinfällt. Hat die Balz einmal begonnen, dann nimmt sie auch ihren regelrechten Verlauf und dazwischen eintretende Witterungsumschläge vermögen wenig daran zu ändern. Nur langandauernden Regen lieben die Hähne nicht. Dabei vergessen auch sie das Singen.

Gesang, Lied nennen wir die Falzarie des großen Hahns. Aber wenn ein Nichtjäger den seltsamen Sang zu hören bekäme, er lachte wohl. Unglaubliche und nichts weniger als melodische Töne vernimmt man dabei — dann ein Knappen, wie wenn der Wind zwei dürre, nicht zu große Aeste gegen einander bewegt, schlägt, dies Knappen wird mit der Zeit immer häufiger, bis es unmittelbar sich folgt und in den Hauptschlag übergeht. Dieser letztere selbst, wie wenn man eine Flasche entkorkt, doch darf der Stopfer nicht zu fest sitzen; dann ein kurzes Wetzen, einige Sekunden lang dauernd, etwa dem Wetzen des Schleifsteins an Eisen vergleichbar. Darauf beginnt das Knappen wieder mit Hauptschlag und Schleifen und so folgt ein Gefalzel, eine Strophe unmittelbar auf einander. Einmal — so schreibt man uns — habe ich es von 2 Uhr morgens bis 5 Uhr gehört; um 5 Uhr ging der Hahn zu Boden und lief im Unterwuchs mir aus den Augen. Und während dieser drei Stunden stand er regungslos im Wipfel einer starken Kiefer, Kopf und Kragen steif in die Luft gestreckt, den Stoß breit ausgelegt, nur die Federn an seiner Kehle, der Bart zitterte ein wenig, das einzige Leben in dem wuchtigen Vogel, den man sonst für ausgestopft hätte halten mögen. Vor diesem Hahn stand ich auch abends vorher, da er ebenso lebhaft balzte. Er war der erste Hahn, der sich in jenem Frühjahr meldete, so sollte ich ihn noch nicht zum Abschuß bestimmen. Die Büchse lehnte neben mir an einer Buche und mit dem Glas vor den Augen beobachtete ich ihn. Beobachtete, bis die Dämmerung in Nacht übergegangen und der Vogel verstummt und eingeschlafen war. Da Vollmond war, ging ich am Morgen darauf ungewöhnlich früh schon von meinem Nachtquartier fort, und dennoch, als ich am Fuße des Hügels stand, auf dessen Höhe der Falzbaum stand, klang mir sein Lied doch hell und deutlich durch die lautlose Nacht entgegen. Oben angekommen, zog ich die Uhr und konstatierte die zweite Stunde. Hätte ich den Hahn am Abend vorher nicht beobachtet, ihn nicht einschlafen sehen, ich hätte darauf geschworen, daß der Hahn die ganze Nacht hindurch gebalzt habe. In solch einsamer Nacht, in der lautlosen Stille des Waldes, wenn dieser Balzgesang dem heranschleichenden Jäger entgegenschallt, dann klingt es ihm wohl als Lied, als Gesang voll Melodie, und es gibt nichts, was in solchen Augenblicken schöner erklingen könnte. Die ganze Poesie des Weidwerks liegt in solchen Augenblicken um den majestätischen Vogel gelagert.